

Illustriertes Sonntags-Blatt

1915. * Nr. 15

zur
Amtlichen Taunus-Zeitung.

Verlag von Ph. Kleinböhl in Königstein i. T.

Um's Leben.

Roman von Franz Wichmann.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Der Schein der Lampe, die Wladimir anzündete, erhellte ein schmales Zimmer mit grau und roter Tapete. Die leidlich modernen Möbel zeigten die gehaltlose Einrichtung aller Mietwohnungen, an den Wänden hingen ein paar wertlose Bildrucker und den Teppichen sah man es an, daß bereits die Füße zahlreicher Bewohner über sie gegangen waren. — Wladimir hatte sich nicht die Mühe genommen, dem Raume irgend etwas Eigenes hinzuzufügen. Wozu auch, da es sich doch nur um kurze Tage handeln konnte.

Aber die Wohnung war ihm auch so lieb. Varg sie doch einen Schatz, ein Heiligtum, dessen Glanz, auch ungesehen, den Raum vergoldete, und zu dem er alle Tage mit der Andacht weisevoller Erinnerung beten konnte. In dem altmodischen, polierten Schreibtisch mit seinen vielen Fächern, vor dem er sich auf den gestochenen Drehstuhl warf, lag er verborgen.

Unruhig, von bangen Zweifeln gequält stützte der Russe seinen Kopf in die Hand und sann nach. — Der morgige Zweikampf beschäftigte wieder seine Gedanken.

Andre Zweifelte mußte er verfolgen und verhallen. —

Man wollte ihn, war er einmal hinausgelockt, heimlich aufheben und nach Rußland zurückschaffen in die Gewalt erbarmungsloser Schergen. In der Stadt war ja die gelesene Verhaftung eines Ausländers

mit Schwierigkeiten, die Auslieferung mit langwierigen Umständen und Förmlichkeiten verbunden. Da draußen, wo man ihn vielleicht im Kraftwagen entführte, ließ sich das alles vermeiden. Wenn der Verdacht berechtigt, wenn Gefahr im Verzuge, war es

da nicht besser, heute noch zu fliehen, die Rache auf einen andern Ort, auf eine günstigere Zeit zu verschieben? Er blieb vor dem Schreibtisch stehen, öffnete das hinterste der Schubfächer und zog unter Briefen hervor eine Photographie — sein Allerheiligstes, das er nicht offen aufzustellen, nicht fremden Blicken zu zeigen wagte. Jetzt aber, in der Stille der Nacht, lehnte er es vor sich gegen einen Rahmen und nahm den grünen Schirm von der Lampe.

Das Licht, das auf das Bild des jungen Mädchens fiel, schien ihren Zügen gespenstisches Leben zu verleihen. Reiches Lockenhaar umkränzte ein fast kindliches Gesicht von zarter, unbeschreiblicher Anmut. Ein ernster, sinnender Zug lag in den dunklen Augen, gepaart mit dem sanften Lächeln glückseliger Sehnsucht. Um die hohe weiße Stirn schwebte es wie ein leuchtender Frühlingstraum, und die feinen Lippen waren leicht, wie durstend nach unbekannter süßer Liebe geöffnet.

Aber Wladimir sah noch mehr, als das Brustbild Marijas seinen Augen zeigte. Die ganze Gestalt des entzündenden Wesens, dem seine erste Liebe gegolten, stand wieder vor seinem Geiste, der schlante, geschmeidige Körper, die schönen, schmalen Hände, die

zierlichen Füße, und all der süße Zauber, der jeder ihrer ammutigen Bewegungen anhaftete.

So war sie das erste und das letzte Mal an seiner Brust gelegen, am Tage, ehe die Häfcher Gortschenkos, des Generalpräfecten, sie verhafteten.

Und das alles war nun tot, gemordet durch diesen Clenden, dem er und seine Freunde schonungslose Vernichtung geschworen hatten! Von der Erinnerung überwältigt, schluchzte der junge Russe laut auf und

löste den schwarzen Flor vom Armel seines Rockes. Seit Marijas Tode trug er ihn und hatte sich gelobt, ihn nicht eher abzulegen, ehe nicht das Blut des Mörders ihrem Andenken geflossen.

Jetzt warf er ihn verhallend über das Bild des geliebten



Nach der Winterschlacht in Masaren: 14 bei Witowezki gefangene russische Offiziere, darunter ein Oberleutnant (x) und ein Oberst (xx). Insgesamt fielen bekanntlich 7 Generale und über 100 000 Mann bei der Verfolgung in deutsche Hände. — Hofphot. Kählewindt.

Mädchen. Aber es war ihm, als sähe sie ihn auch durch den düsteren Trauerschleier immer noch an, als wollte sie alles, was sie ihm gewesen, wie sie gelebt und gelitten, ihm noch einmal ins Gedächtnis rufen. Auf der Universität hatten sie sich kennen gelernt. Marja Galewski, die damals achtzehnjährige Tochter eines armenischen Großkaufmanns, studierte wie Wladimir Medizin und beide wohnten in der gleichen Familienpension, deren Mittagstisch auch noch mehrere andere, auswärtig eingemietete Studenten vereinigte.

Einige der letzteren, besonders Sergen Jantulski und Iwan Rasputin, waren es, die die junge, für alles Ideale begeisterte Armenierin in freirechtliche Ideen einführten.

Die jugendlichen Revolutionäre kamen allwöchentlich an einem bestimmten Abend in einem kleinen Speisehaus zusammen, wo teils fremde, teils selbstverfaßte, aufrührerische und umstürzlerische Schriften gelesen wurden.

Den Gegenstand eines besonderen Kultus bildete bei diesen Versammlungen Rasputins Schwester Nadina, die freilich seit kurzem nicht mehr unter den Verschwörern weilte.

Kaum siebzehn Jahre alt hatte die schöne Polin den ausgesprochenen Nihilisten Dr. Bordonoff geheiratet, und nach kaum zweijähriger Ehe hatte man beide Gatten als einer Verschwörung gegen das Leben des Zaren verdächtig, gefänglich eingezogen.

Im letzten Augenblick noch war es der jungen Frau gelungen, einen in ihrem Besitz sich befindlichen Zettel zu verschlucken, dessen Entdeckung sie beide dem sicheren Tode überliefert und andere in ihr Verderben mitgerissen hätte.

Der Gendarm aber, der sie in die Peter-Pauls-Festung geführt, hatte den Vorgang beobachtet, dem Kommandanten Anzeige erstattet, und dieser dem Generalpräsekten Mitteilung gemacht.

„Ich muß ein Geständnis haben“, hatte Gortschenko erklärt, als Dr. Bordonoff, den man von seiner Frau getrennt, behauptete, nichts von dem Zettel zu wissen. „Aus der, die das Geheimnis in sich trägt, wird es auch herauszubringen sein.“

Darin hatte er sich allerdings getäuscht. Die Standhaftigkeit des jungen zarten Weibes war größer gewesen als die Roheit des Stodmeisters und seiner Knechte. Genauer hatten ihre Freunde nicht erfahren, aber das stand trotz aller Ablehnungen fest, daß man Nadina grausamen Martern unterworfen, ohne ihr das Geheimnis zu entlocken. Ihr Mut hatte ihr und ihrem Gatten das Leben gerettet, — ein Todesurteil konnte nicht gefällt werden, aber beide wurden für fünfzehn Jahre nach Sibirien verbannt.

Nur bevor man die Verurteilten auf den Weg brachte, war aber ein neuer Zwischenfall eingetreten, von dessen Möglichkeit Wladimir zuvor keine Ahnung gehabt hatte.

Wenn auch schwärmend für eine glückliche Zukunft seines Vaterlandes, war er selbst nie ein revolutionärer Freigeist gewesen. In christlicher Frömmigkeit erzogen, hatte ihm jeder Gedanke an blutige Gewalttat, die nur weiteres Unglück nach sich ziehen konnte, fern gelegen, und er hoffte ausschließlich auf äußere, von höherer Macht gewollte Schicksalsschläge, die eine Änderung zum Besseren herbeiführen konnten.

So war es auch nicht der nihilistische Zirkel gewesen, in dem er Marja nähergetreten, vielmehr hatten Liebe und Interesse für die Literatur, die man in kleinerem Freundeskreis praktisch betätigte, sie allmählich zusammengeführt.

Lange war ihre gegenseitige innige Zuneigung unausgesprochen geblieben, obwohl beide längst wußten, daß sie sich liebten.

Erst an einem wehmütig-warmen Herbsttage mit schwül bewölktem Himmel, da sie zu zweien in die sandige Heide hinausgewandert, hatte ein unbedeutender Zufall die so lange stummen Herzen erschlossen.

Marja schrie plötzlich schmerzlich auf und sank schreckensblaß am Wege nieder.

„Um Gottes willen, was ist Ihnen?“ rief Wladimir aufs höchste bestürzt.

„Ich glaube, eine Schlange hat mich gestochen.“ Ihre Augen irten zu ihrem kleinen Fuß hinunter. „Ein stechender Schmerz in der Sohle.“

Wladimir wollte an die Möglichkeit nicht glauben. „Ich werde die Wunde aussaugen“, sagte er gleichwohl entschlossen.

„Und sich selbst vergiften“ — zögerte sie.

Er merkte, daß der Grund ihres schamhaften Errötens ein anderer war und hatte ihr mit einem Ruck den zierlichen Lederstiefel vom Fuße gezogen. „Was liegt daran. Keinen Augenblick würde ich mich besinnen, wenn ich damit Ihr Leben retten könnte.“

Ein leuchtender Blick aus ihren braunen Augen traf ihn. Aber er sah es nicht, seine ganze Aufmerksamkeit war auf das reizende Gebilde gerichtet, das er in seiner Hand hielt. Und jetzt lachte er belustigt auf.

„Was haben Sie denn entdeckt?“ fragte Marja in angstvoller Spannung.

„Daß Sie ein weicheidiges Püppchen sind. Wissen Sie, was die gefährliche Schlange war?“

„Run?“ atmete sie erleichtert auf.

„Ein kleines, spitiges Steinchen, das sich in Ihren Schuh geschoben und den Strumpf zerrissen hat.“

Blitzschnell zog sie den reizenden Fuß zurück und schlüpfte errötend wieder in den weichen Stiefel. — „Ja — ja — es kann nicht jede eine Gelbin sein, wie die Nadina.“

Wladimir wurde plötzlich ernst bei der Anspielung auf die junge Märtyrerin, von der ihm Marja mit so großer Begeisterung erzählt hatte. „Das vermag wohl niemand von sich selbst zu sagen, ehe das Schicksal ihn nicht auf die Probe gestellt hat. Auch Ihnen traue ich heroischen Mut zu, wenn es das Leben Ihrer Freunde gälte.“

„Meinen Sie?“ Marja blinnte sinnend vor sich hin. „Sterben vielleicht. Das ist ja das Schwerste nicht. Aber leiden — unter Gentsers Hand — nein, nein, — das nicht, — das übersteige meine Kräfte. Sie haben mich ja gesehen in meiner weiblichen Schwäche, und, o mein Gott, — wenn es so weit käme, wenn es wahr würde, was ich fürchte, — es wäre entsetzlich.“

Es war, als ob ein eiskalter Schauer ihren jungen, blühenden Leib überriesele, und beide Hände vor das Gesicht schlagend, verhüllte sie die Augen, wie um das Schreckensbild ihrer Phantasie nicht länger zu sehen.

„Marja —“ rief Wladimir zu Tod erschrocken, — „die lieben Heiligen beschützen Sie! Was haben Sie denn, was soll wahr werden, und was fürchten Sie?“

„Daß man die Schriften entdeckt.“

„Welche Schriften?“

„Die von Jantulski und Rasputin. Dieser lebt ja nur noch der Rache für seine Schwester, er will aufräumen mit allen Tyrannen.“

„Was haben Sie damit zu schaffen?“

„Ich — es ist schrecklich — sie sind ja seit drei Tagen in meinem Besitz.“

Wladimir erblaßte. „Unglückselige, Leichtsinrige, — wie konnten Sie das wagen?“

„Weil sie bei mir am sichersten erschienen. Durch irgendeine Verrätereie muß man in der dritten Abteilung Kenntnis von den Sachen erhalten haben, auf die sie schon seit Wochen eifrig fahnden. Sie sind zwar nicht mit Namen gezeichnet, ihre Schrift ist verstellt, aber die Behörde wird schon wissen, auf wen sich der Verdacht zu richten hat. Seine Bestätigung würde für die beiden Verfasser den Galgen bedeuten.“

„Und ihre Verheimlichung den Tod oder lebenslängliche Zwangsarbeit in Sibirien für Sie!“

Ihre Augen öffneten sich groß und entsetzt. „Glauben Sie? — Aber ich würde ja Rasputin und seinen Freund nicht verraten.“

Unwillkürlich mußte Wladimir auf den Fuß des Mädchens blicken. Sie las den Zweifel in seinem Gesichte.

„O, denken Sie nicht gering von mir,“ rief sie erglühend, — „glauben Sie mir, ich würde der Sache der Freiheit keine Schande machen.“

„Das sollen Sie auch nicht, Marja, — und darum dürfen diese verhängnisvollen Schriftstücke keinen Tag länger in Ihrem Besitz bleiben.“

Marja war das Weinen nahe. „Aber was soll ich denn tun? Vernichten darf ich sie ja nicht, — außer in der höchsten Gefahr. Und dann kann es zu spät sein.“

„Gewiß. Und darum geben Sie alles Gefährliche mir.“

Ungläubig starrte sie ihn an. „Aber Sie sind doch keiner von den Unseren.“

„Um Ihre Willen, Marja, — tue ich es, alles — und wenn es mein Leben kostete.“

„Das — das könntest du!“ Ganz plötzlich brach es von ihren Lippen, was sie so lange schweigend und mühsam zurückgehalten. „So — so lieb hast du mich?“

„Marja, — mein Ein und Alles!“ In wilder, heißer Freude trampften sich seine Arme um ihren weichen, kühlen Nacken, und stürmisch preßten sich seine Lippen in das krause Gewirr ihrer mattgoldenen Locken.

Nach einer Weile erst beruhigten sie sich so weit, daß sie das Nötigste besprechen konnten.

Wladimir blieb bei seiner Ansicht, daß die gefährlichen Schriftstücke nirgends so sicher seien als unter seinen Sachen. Wie sollte man bei ihm, der nie in Verbindung mit revolutionären Kreisen gestanden, dessen freundschaftlicher Verkehr mit dem jungen Mädchen nur wenigen bekannt war, darauf verfallen, nach solchen zu suchen.

Marja sah das ein und es wurde verabredet, daß sie noch am Abend dem Geliebten alles Verdächtige ausliefern sollte.

Wie von einem finsternen Banne befreit, lehrte sie, leichtfüßig an seiner Seite schreitend, in der Dämmerung mit ihm heim.

Wladimir hatte den Arm um ihre schlanke Gestalt geschlungen und selbst im Gehen lehnte ihr Haupt an seiner Brust, in der vollen Seligkeit der ersten Liebe zu ihm aufschauend.

Von der Erfüllung ihrer süßesten Träume, von Glück und Zukunft flüsternd, erreichten sie ihre Wohnung in der Stobelewstraße.

Unter der Haustüre aber blieb Marja betroffen stehen. In der Straße mußte sich irgend etwas Besonderes ereignet haben.

In den Fenstern der Nachbarhäuser zeigten sich neugierige, teils hämisch befriedigte, teils angstvoll gespannte Gesichter, und auch in dem Hause standen alle Fenster offen.

Hier aber war niemand zu sehen. Nur einen Augenblick tauchte im Parterre der Kopf der Inhaberin auf, verwirrten Haars, mit bleichem Gesicht und wie abwehrend erhobener Hand. Nervös, wie die Frau war, mußte sie irgendein Unfall tödlich erschreckt haben, und Marja, die die scheinbare Warnung nicht verstand, trat rasch in das Innere.

Gleichzeitig sprang hinter jedem Türflügel ein Gendarm hervor; sie fühlte ihre Handgelenke von nervigen Fäusten umspannt.

„Fräulein Galewski?“

„Die bin ich.“ Es war der Gedanke an den Geliebten, der hinter ihr stand, — was sie sich mutig und stolz aufrichten ließ. Nur in ihrer Stimme war ein leises Beben.

„So sind Sie verhaftet im Namen des Kaisers.“

Nicht nur Marijas Wangen färbte bei dem Worte Leichenblässe, auch Wladimirs Gesicht war erdfahl geworden. „Mit welchem Rechte —“ rief er leuchend hervor, — „wie kann man es wagen, eine unschuldige junge Dame —“

„Unschuldig?“ Der bärtige Gendarmierewachtmeister lachte höhnisch auf. „Mein Herr, mischen Sie sich zu Ihrem eigenen Besen nicht in Dinge, die Sie nicht verstehen. Die vorgenommene Hausfuchung hat uns besser unterrichtet, als Sie ahnen.“

Wladimir fühlte sich von frostigem Schauer geschüttelt.

„Hausfuchung?“ stöhnte er.

„Zawohl,“ nahm der zweite Gendarm das Wort, — „und man hat auf dem Zimmer dieses Mädchens Schriften gefunden —“

„Sie sind nicht von meiner Hand.“

„Dann will Gott Ihnen gnädig sein, und Sie haben uns nur den Verfasser zu nennen.“

„Das werde ich nicht.“

„Um so schlimmer für Sie. Indessen das ist Sache des Generalpräfecten. Und Sie, mein Herr —“

Wladimir blieb trotzig, die Schwelle versperrend, stehen. „Ich büрге für die Unschuld der Gefangenen.“

„Bürgen Sie lieber für Ihre eigene, statt sich verdächtig zu machen. Platz da!“

Ein stehender Blick aus Marijas dunklen Augen traf ihn: Sei vernünftig, mache dich nicht unglücklich, rette dich um meinetwillen.

Er verstand und trat zur Seite. Was konnte er ihr nützen, wenn sie ihn gleichfalls in den Kerker werfen. Ein Freund in der Freiheit war mehr wert als hundert gefangene, gleichviel, ob seine Aufgabe war, zu retten oder zu rächen.

Zu rächen! Zum ersten Male war damals der furchtbare Gedanke in ihm aufgequollen, denn eine gräßliche Ahnung sagte ihm, daß er Marja zum letzten Male sehe, daß der hingebende Blick, mit dem sie ihm gedankt, ihr Scheidegruß gewesen.

Rächen! Auch in diesem Augenblick erklickte der Gedanke jede weitere Erinnerung. Seine Hand tastete nach dem geliebten Bilde.

Den Trauerflor entfernend, preßte er die Lippen auf das kalte, glatte Papier. Jetzt wußte er's. Ihr Schatten hatte ihm die rechte Antwort gegeben.

Verbleiben mußte er, sich selbst und seinem Vorsatz treu bleiben, um der Rache willen, was morgen sich auch ereignen mochte.

Der schrille Klang des Weders, den er selbst beim Heimkommen gestellt, schreckte ihn auf.

Zum Schlafen war es zu spät und bis die Lampe herabgebrannt war, konnte er noch das Nötigste ordnen. Ob er im Zweikampf oder in die Hände der russischen Justiz fiel, — das Resultat war dasselbe und in beiden Fällen galt es ein Testament aufzusetzen. Was aber hatte er zu vermachen? Nur eins, daß er seinem Freunde Nikolai Garcinskij schrieb:

„Ich hinterlasse Dir mein Heiligstes, mein unfertiges Werk. Sie ist noch ungerächt. Was mir nicht vergönnt war, vollende Du, — und Gott segne Deine Hand.“

Absichtlich drückte er sich nicht deutlicher aus. Briefe von Russen, die aus dem Ausland in die Heimat kamen, waren immer verdächtig und konnten an der Grenze geöffnet werden.

Aber der Freund, der damals dabei gewesen, als sie um die ehrenvolle Aufgabe das Los gezogen, würde ihn schon verstehen.

Als er das Schreiben mit schwarzem Lack gesiegelt und zu sich gesteckt, war es Zeit. Vom Stephansturm dröhnte die fünfte Stunde herüber, und bis er den Landeplatz erreichte, warteten dort vielleicht schon seine Zeugen.

Er hatte sich nicht getäuscht. Von weitem schon bemerkte er unterhalb der Aßernbrücke den Chemiker, der mit einem zweiten Herrn in Zylinder wartend am Geländer lehnte.

Näher kommend erkannte er die gleiche Persönlichkeit, mit der sich Ernst Escher am Abend im Theater unterhalten hatte. Das also war, wie er schon vermutet, sein rätselhafter Gegner.

Der Chemiker wandte sich ihm mit formeller Höflichkeit zu. „Darf ich die Herren bekannt machen. Herr Ingenieur Leidunow, Herr Doktor Leutental.“

Verblüfft starrte der Russe ihn an. „Wie, Sie sagten doch gestern —“

„Daß ein Freund von mir die Liebenswürdigkeit haben würde, Ihnen als zweiter Zeuge zu dienen.“

Leidunow, der seinen Irrtum aufgeklärt sah, verbeugte sich: „Ich danke Ihnen, mein Herr.“

Der Chemiker aber, der noch den Rest einer erstaunten Frage auf seinem Gesichte lesen mochte, bemerkte rasch: „Herr Buchner und seine Zeugen sind mit den Waffen bereits auf einem Motorboot vorausgefahren und erwarten uns auf der Insel.“

Trotz der frühen Stunde war der kleine Dampfer schon stark mit Reisenden, die auf dem Wasserwege nach Ungarn fuhren, besetzt. Rasch glitt das Schiff den Donautafeln entlang. Zur Rechten ragten noch starre Häuserreihen, links aber tauchten die laubigen Wipfel des Praters aus dem bläulichen Morgendunst. Am Prater-See wurde das größere Dampfboot bestiegen und bald trat unter den waldbewachsenen Inseln, die auf weite Strecken hin das eigentliche Ufer verbedeten, die Lobau hervor.

Tiefensame grüne Wildnis breitete sich vor den Gelandeten aus.

Reiher und allerlei Sumpfvögel erhoben sich schreiend aus dem Schilf, während sie einer kleinen Lichtung vor dem Wildgehege zuschritten.

Nur zögernd ging Leidunow weiter. In wenigen Minuten mußte entschieden sein, um was es sich eigentlich handelte.

Je aufmerksamer er seine Begleiter studierte, desto harmloser erschienen sie ihm. Waren es wirklich verkappte Spione oder Geheimpolizisten, so mußten sie ein erstaunliches schauspielerisches Talent besitzen.

Nur der Chemiker verriet eine leichte Unruhe, als jetzt am Rande der Lichtung eine kleine Menschengruppe sichtbar wurde.

Es waren der Gegner mit seinen Sekundanten, zwei Diener, die die schwere Rüste mit den Säbeln von der Donau herauftrugen, und ein junger, schwarzbärtiger Arzt.

Der Russe stutzte. Wenn das alles eine Komödie war, wie weit wollte man dieselbe noch treiben?

Lauter noch als zuvor zwitscherten die Vögel in den weitgedehnten Wäldern. Die Sonne war eben aufgestiegen und ihr spielendes, weißliches Licht fiel auf ein glattes, bartloses Gesicht mit stumpfer Nase und wasserblauen Augen.

„Herr Otto Buchner“, stellte der Chemiker vor.

Mit grenzenloser Bewunderung betrachtete Leidunow seinen Beleidiger. Auf der Stelle hatte er den sturzhafsten Menschen mit dem kurzgeschnittenen, flachblonden Haar wieder erkannt, den er fast allabendlich an der Seite des schönen Fräuleins Genetius in der Theaterloge sich gegenüber gesehen.

Mit dem also sollte er sich schlagen! Alle seine Besorgnisse waren plötzlich zerstreut, und beinahe belustigte ihn die unvermutete Entdeckung. Wenn es den Narren, dessen Motive er nicht begriff, nach einem Dentzettel gelüstete, an ihm sollte es nicht fehlen.

Der vorgeschlagene Ausgleich wurde abgelehnt, im tausendsten Rasen traten die Gegner zum Waffengange an. Nach der ersten Minute schon hatte Leidunow erkannt, daß er von diesem Gegenüber nichts zu befürchten hatte.

Der reiche Seidenfabrikantensohn vom Zürichsee, an dessen Echtheit er nicht mehr zweifelte, schien mit der Führung des Säbels nur wenig vertraut. Offenbar hatte er alle Mühe, die Waffe seines Gegners zu parieren, und wenn er einmal zum Angriff überging, geschah es in so ungeschickter Weise, daß der Russe sich eines mitleidigen Lächelns nicht erwehren konnte.

Der erste Gang war unentschieden geblieben, aber schon im zweiten traf Leidunow, der die tödliche Sache so rasch als möglich beendigen wollte, die ungedeckte Schulter des Schweizers.

(Fortsetzung folgt.)

Zum Tode verurteilt.

Skizze aus Ostpreußen während der russischen Invasion.

Von Klara Fink. (Nachdruck verboten.)

Als die Russen im August gegen das ostpreussische Dorf A. vorgedrungen waren, mußten die Bewohner sich endlich zur Flucht rufen. Die mutigen Leute hatten bleiben wollen, aber die Kunde von den Schandtaten der Kosaken, die sie sogar an unschuldigen Frauen und Kindern verübten, war schon durchs

Vand gezogen; so trachtete jedermann nur darnach, Königsberg zu erreichen, um in den Mauern der Festung Schutz zu finden.



Vom österr.-ungar. Kriegsschauplatz: General Stöger-Steiner besichtigt einen Artillerie-Beobachtungsplatz.
Phot. Klopshof, Wien.

zwei Gruppen zu sondern. Es geschah, und nun verkündete der Befehlshaber seinen Opfern mit höhnischem Grinsen das Todesurteil. Ein russischer General sei, als er im Auto den Ort durchfuhr, von Zivilpersonen meuchlerisch erschossen worden, daher müßten alle Männer des Dorfes diese Freveltat mit ihrem Leben bezahlen. Schreiend und jammernd umdrängten die Frauen mit Kindern, die Unschuld der Männer betuernd, den Obersten, sie warfen sich vor den Hufen seines Rosses auf die Knie und flehten um Gnade.

„Fort mit euch, ihr elendes Pack,“ schrie der Befehlshaber, „wenn euch euer eigenes Leben lieb ist!“

Seine Soldaten, deren jeder in der einen Hand die Pistole, in der anderen den Säbel hielt, gaben diesen Worten Nachdruck, indem sie die Verzweifelten unsanft fortstießen, deren sich nun eine Panik bemächtigte, so daß sie in wilder Flucht davonstoben.

Nur Trude Lautatis blieb ruhig stehen. Sie konnte es nicht übers Herz bringen, den Mann, den sie mehr wie ihr Leben liebte, zu verlassen. Sollte er sterben, so wollte auch sie den Tod nicht scheuen. — Mit dem Mut der Verzweiflung schmiegte sie sich an ihren Liebsten und schlang die Arme fest um seinen Hals.

Fritz Stepulat, ein bildhübscher, forschender Kerl von riesigen Körpermaßen, bildete zufällig den letzten Mann der dem Obersten

links gegenüberstehenden Gruppe, die von der rechten durch eine kleine Bodenerhöhung getrennt war.

Da der uniformierte Henker nun zu der letzteren hinritt und seine Soldaten ihm folgten, achtete im Moment niemand auf das Paar, das ganz leise miteinander flüsterte.

Da hörten sie plötzlich eine Salve krachen, in deren Getöse sich die Todeschreie von vierzig waderen Männern mischten, und Fritz und Trude sahen, wie die entseelten Körper hintenüber in den tiefen Graben rollten, der das Feld begrenzte.

Da erfaßte den Fritz Stepulat eine wilde, ohnmächtige Wut. Auf eine so miserable Art, ohne Gegenwehr zu leisten, sollte er sich hier umbringen lassen, noch bevor er dazu gekommen war, dem Vaterlande seine Kräfte zu widmen? Gerade heute hatte er sich ja in Königsberg stellen wollen, da er soeben einberufen



Generaloberst v. Eichhorn. (Mit Text.)
Hofphot. T. S. Volz.

worden war. Schon bei der Kriegserklärung war ein rasender Kampfesmut über ihn gekommen. Ordentlich wollte er die Gegner verhauen, und er hatte sich bei sonntäglichen „Unterhaltungen“ im Dorf, die öfters mit Keilereien zu enden pflegten, zur Probe besonders schön gerade auf die Russen eingearbeitet.

Wofür war er denn groß und stark? Er hatte ein paar tüchtige Fäuste zum Dreinschlagen, von denen er im Notfall anschiebig Gebrauch machte. Im übrigen war sein Herz erheblich der Liebe zugeneigt, und gerade jetzt, nun er die schöne Stelle als Obermeister auf dem gräßlichen Gut bekommen hatte, wollte eine jede im Dorf „mit ihm gehen“.

General der Infanterie v. Betow.
(Mit Text.)

Bisher sträubte er sich noch immer vorm Heiraten, aber nun mußte Ernst gemacht werden — so dachte er noch gestern! Denn als Obermeister hatte



Eine deutsche Schneeschuhabteilung bei einer Gefechtsübung: Die Schneeschuhtruppen wurden zumeist aus Kriegsfreiwilligen gebildet, die bereits des Schneeschuhfahrens kundig waren. Photober. Hoffmann.



Eine Blütenlese gefangener erotischer Hilfsstruppen: Jnder, Turtos, Juaven, Marokkaner und Senegalneger.



Der britische Gesandte Zindlay in Christiania. (Mit Text.)

er über sechs bis acht „Untermelker“ zu gebieten, die bei ihm Kost und Lohn erhielten. Da brauchte er eine tüchtige Frau, die für die Leute kochte und energisch zusammenhielt. Aber er wollte, so viel er auch von seiner Zukunftigen verlangte, nur seiner selbst wegen genommen werden. Und nun wusste er doch nicht recht, ob die Trude, die er so gern hatte und die hübsch, tüchtig und gesund, aber arm wie eine Kirchenmaus war, ihn nicht doch besonders als „gute Partie“ ins Auge faßte. Diese Gefahr lief er ja nicht bei der reichen Müllerstochter Lene Spirgritis, denn die hatte Geld genug, um ihn nur aus Liebe zu nehmen. Sie stand bei Fritz mit der Trude auf der engeren Auswahl und hatte Aussicht gehabt, Siegerin zu bleiben. Hübsch war sie zwar durchaus nicht — jemand im Dorf hatte sogar von ihr gesagt: „Wenn sie ins Wasser sieht, dann sterben die Fische.“ — aber so schlimm fand Fritz sie wirklich nicht, und der Glanz des Geldes verschönte sie in seinen Augen. Wo aber war die Lene geblieben, jetzt in seiner Todesstunde? Ausgerissen war sie unter den ersten, die davonsoben! Als Fritz ihren Namen rief, um sie noch einen Augenblick zurückzuhalten, hatte sie im Davonlaufen mit einer Gebärde des Abscheus ihm zugegeschrien: „Laß mich — ich kann keine Leichen sehen!“ — Und die sollte ihn lieben? — Nimmermehr!

Aber die Trude, die war doch ein tapferes Mädchen, die harrte bei ihm aus, trotzdem nun nichts mehr von ihm „zu holen“ war. Nun, da er sah, daß er wirklich ihr Herz besaß, wurde ihm der Abschied von ihr und vom Leben doch verteuert schwer. — „Himmel Donnerwetter“, brummte er in seinen blonden Vollbart hinein, als er merkte, daß ihm die Tränen ins Auge kamen. Die russischen Bären glaubten am Ende, daß er ein Feigling sei, der sich

vor der Kugel fürchtete. Er drückte daher den breitkrempigen Hut tief ins Gesicht.

Trude aber küßte ihren Fritz mal auf mal inbrünstig. „Du bist doch 'ne gute Marjell, daß du mir jetzt noch beistehst“, flüsterte er ihr zu. „Ja, wo werd' ich nicht? Du weißt du auch, daß ich dich lieber hab wie die Lene Spirgritis.“ „Weiß Gott“, antwortete Fritz beschämt. „Und du tust mir noch einen letzten Gefallen, nicht wahr?“ „Gewiß, gewiß“, schluchzte das Mädchen.

„Wenn du irgend hier bleiben kannst, dann sieh doch, wenn die Kerle mich erschossen haben, ob ich auch wirklich ganz tot bin, damit ich nicht etwa lebendig eingescharrt werde. Gib einem der Soldaten dieses Geld“ — er zog einen Kassenschein

aus seiner Tasche — „und sage dem Menschen, er solle mich durch und durch schießen. Du mußt aber dabei bleiben, damit es auch wirklich geschieht.“

„Nein, nein, das kann ich nicht“, jammerte Trude.

„Du mußt, mein gutes Kind, tu's mir zuliebe.“

„Ja, ja“, stimmte sie endlich zu, „ich werd' schon gut aufpassen. — Und ich bleib dir treu, auch wenn du tot bist!“

Nun kam der Oberst herangesprengt, um auch hier sein Hosenamt auszuüben. „Das Frauenzimmer da weg!“ schrie er, wütend, aufgehalten zu werden. Da aber kam das ganze ungebändigte Weibtum dieses ostpreussischen Naturkinde zum Ausbruch. Trude klammerte sich an ihren Schatz fest; nun sie ihn ganz besaß, wollte sie ihn selbst um den Preis ihres Lebens nicht hergeben. Außer sich rief sie: „Nein, ich laß ihn nicht, ich laß ihn nicht!“

Auf den Wink des Befehlshabers sprangen zwei seiner Soldaten hervor, die das Mädchen von dem Verurteilten reißen



Major Franke,

der neue Kommandeur der Schutztruppe für Deutsch-Südwest-Afrika. (Mit Text.)



Die Tragtiere einer deutschen Schneeschuhabteilung. (Mit Text.)

wollten. Das aber war nicht so schnell geschehen. Ihre kräftigen Arme wichen nicht vom Halse des Mannes, und die Soldaten hatten harte Arbeit. Endlich bekamen sie Trude frei und schleuderten sie in den Graben, wo sie mit dem Kopf auf die Drainageröhre aufschlug und reglos liegen blieb.

„Die hat genug“, höhnten die Soldaten. — Nun ritt der Oberst vor, um Befehl zum Feuern auch auf diese Gruppe zu geben.

Da sprengte eine russische Ordonnanz auf ihn zu, die ihm eine Botschaft brachte. Es sei bekannt geworden, daß der im Auto erschossene General nicht von Zivilisten, sondern von zwei deutschen Kurassieren getötet wäre. Der in der Nähe befindliche Oberbefehlshaber gebe hiermit Befehl, die Hinrichtung der Männer dieses Orts nicht zu vollziehen. Der Oberst, ärgerlich, um die volle Sensation dieses Tages gebracht zu sein, mußte wohl oder übel diesem Gebot Folge leisten. So verkündete er den Leuten „Begnädigung“. Jedoch, um seine persönliche Macht gelten zu lassen, bestimmte er, daß doch zwei von ihnen, da er „ein Exempel statuieren“ wollte, vom Leben zum Tode befördert werden sollten. Sein Blick fiel auf die stillschweigenden beiden — Fritz Steputat und einen herrschaftlichen Kutscher.

Man stellte sie nebeneinander, und ohne viel Federlesens feuerte ein Kosak zuerst auf den Kossaken. Der sank, ohne einen Laut von sich zu geben, im Fall sich überschlagend, tot in den Graben. Aber auch gleichzeitig der Obermeister! Eine verirrte Kugel, die gleichfalls seinem Nachbarn galt, war durch Fritzens breitkrempigen Hut gegangen, gegen seine Stirn geschlagen, aber an seinem opfereichen Dickschädel abgeprallt, ohne weiteren Schaden anzurichten. Während er ein wenig ins Wanken kam, schrie es in ihm: „Stelle dich tot!“ — Er folgte schweigend dieser Stimme, schnellte sich mit einem kühnen Satz rückwärts und blieb im Graben mit so täuschend totenähnlich ausgestreckten Armen und Beinen liegen, daß selbst „Ermete Jacconi“, der unter den berühmten Schauspielern das Sterben am besten heraushaben soll, noch von ihm hätte lernen können.

Der Kosak warf einen flüchtigen Blick auf Steputat. „Der hat auch genug“, entschied er. Man konnte weitere Patronen sparen. — Bald darauf ritten die Russen davon.

Fritz aber sträubte sich das Haar, als er's eine Weile später in seiner Nähe im Grase rascheln hörte. Er lag auf dem Gesicht und durfte sich ja durch keine Bewegung verraten. Nun kam das „Etwas“ ganz dicht an ihn heran und kniete sich neben ihm nieder. Gewiß war's einer von den russischen Kerlen, der heimlich zurückgeblieben war, um die Toten zu plündern. Fand der ihn noch am Leben, dann brachte er ihn sicher um. Aber Fritz wollte sein Dasein so teuer wie möglich verkaufen. Während er noch überlegte, wie er sein Messer unbemerkt aus der Hosentasche ziehen könne, hörte er neben sich heftiges Schluchzen.

„Nanu“, dachte er, „das kann ein Kosak wohl nicht sein — so mitleidig sind die Leute nicht!“ Damit richtete er sich jäh empor. Und was sah er? Seine Trude, die jetzt einen entsetzten Schrei angesichts des lebendigen Leichnams ausstieß und die noch auf den Knien lag, um ein Vatermiser für ihren Schatz zu beten.

„Trude, meine Trude“, rief er und schloß sie in seine Arme, „ich lebe wirklich noch, ich hab' mich ja nur verstellt, als die Kugel meinen Hut durchschlug.“

Das Mädchen konnte vor Glückseligkeit kein Wort hervorbringen, aber ihre Freudentränen sagten genug. Sie hatte, als sie das Bewußtsein wieder erlangte, nicht achtend der Kopfverwunde, die der Fall auf die Nöhre im Graben verursacht, den Weg zu ihrem Liebsten über die Körper der Entseelten hinweg gefunden, um bei ihm die Totenwacht zu halten.

Mit heißen Küffen besiegelten die Glücklichen ihre Wiedersehensfreude. „Aber du mußt dich versetzen, Fritz“, rief sie endlich, von neuer Furcht erfaßt. „Wenn wieder Russen hier vorbeikommen, schießen sie dich doch noch tot.“

Beide ließen fuchend ihre Blicke umherschweifen, aber nicht der kleinste Strauch war vorhanden, um ihn zu verbergen. In weiter Ferne hörten sie zu ihrem Schrecken Pferdegetrappel. Da kam dem Mädchen ein rettender Gedanke. Trude eilte im Graben eine Strecke vorwärts bis zu einer Brücke, unterhalb derer die Drainageröhre, die jetzt ohne Wasser war, in einen Kanal mündete. „Kriech schnell in die Nöhre“, gebot sie und half kräftig nach, als Fritzens lange Gestalt nicht so rasch darin verschwinden wollte. Sie selbst legte sich in Haltung einer Toten, wie ihr Bräutigam es vorhin getan, im Graben aufs Gesicht. Nun kam auch schon ein Trupp Kosaken angesprengt, der aber keinen Argwohn schöpfte, sondern gleich weiterritt.

Bis zur Nacht mußte Fritz auf Trudes Geheiß in seinem Gewachsam bleiben, während das Mädchen ihn, um seinen Hunger zu stillen, mit Rüben aus dem benachbarten Felde versorgte. Inzwischen hatte Fritz Ruhe genug, mit sich selbst zu hadern, daß er blinder Tor diesen Schatz von Liebe und Treue in seines Mäd-

chens Herz beinahe nicht gehoben hätte. Und was für ein kluges Geschöpf sie war! Ohne sie wäre er sicher von den russischen Kerls doch noch ergriffen und totgeschlagen worden! Nun konnte er doch im ehrlichen Kampf für Kaiser und Reich gegen die Glenden losziehen. Das dankte er Trude. Nun gehörten sie, wenn Gott ihm das Leben im Kriege weiter schenkte, auf ewig zusammen.

Als der Mond am Himmel stand und die Luft „rein“ war, durfte Fritz endlich aus seinem Unterschlupf an die Oberwelt steigen. Dann wanderten die Geretteten Hand in Hand mit glücklichen Herzen weiter, bis sie ein Gefährt fanden, das sie in Sicherheit brachte. Reden taten sie nicht viel miteinander, aber was Fritz sprach, als sie Königsberg vor sich liegen sahen, gefiel der Trude ausnehmend. Er sagte nämlich: „Nu' wird aber geheiratet — Kriegstraumung natürlich!“

Moderne Waffen und ihre Sprache.

Von L. Schmidl.

(Nachdruck verboten.)

Von den in der Zukunft traditionell gewordenen Mitteln zur Darstellung der Schlachtenmusik wird in Zukunft kaum noch der übliche Kanonendonner vor jenen Ohren Gnade finden, die ihn in Wirklichkeit hören durften. Die modernen Waffen bringen eine völlig neue, nie gehörte Melodie in die furchtbare Musik des Krieges, und selbst die Futuristen, die uns ja knapp vor Ausbruch des Weltkrieges ihre „Eindrücke aus der Schlacht“ vermitteln wollten, sie würden sehr erstaunt sein, könnten sie vernennen, wie so ganz anders die Sprache der modernen Waffen klingt. Diese blutige Sprache ist so einfach und deutlich, daß jedermann sie auf die gleiche Weise hört, auf die gleiche Weise versteht, und eine persönliche Auffassung ändert nichts an ihrer Deutlichkeit. Das kultivierte Ohr überseht sie genau so, wie das Ohr des Unmusikalischen. Die einzig gültige Auffassung ist die Gefahr. Das Auge sieht sie nicht, aber das Ohr lernt rasch unterscheiden und die eindringlichen Vieder der verschiedenen Geschosse abhören.

Das herzbeklemmende Tiden der Maschinengewehre, durch kein Echo gemildert, es klingt in anderen Abständen bei den Franzosen und in anderen Rhythmen bei den Russen, auch härter bei den ersteren, und doch gewöhnt das Ohr diesen schauerlichen Sprühregen von Geschossen derart, daß die Soldaten ihren Ehrgeiz daransetzen, mitzuzählen, so weit es geht. Viele bringen es bis zu zwei Duzend, weiter vermag jedoch weder die Zunge noch der Geist dem Tiden des todsprühenden Uhrwerks zu folgen. Der Knall des einzelnen Geschosses klingt sonderbarer Weise in ganzen Salven weniger beunruhigend als Einzelfeuer, das aus der Schützenlinie dringt. Je nach ihrer Beschaffenheit fingen auch die Geschosse verschiedene Vieder, denen nur das harte Dur des Verderbens gemeinsam ist. Wie z. B. jede Fehlschußtreuung der Maschinengewehre mit einem fast heiteren Gefühl aufgenommen wird, so horcht auch das Ohr auf die beruhigende Leere, wenn der harte Aufschlag des Geschosses ausbleibt. Ebenso singt das Infanteriegeschoss in verschiedenen Tonhöhen. Gemeinsam ist allen nur das singende Pfeifen, das am besten mit dem Säusen einer durch den Raum geschleuderten dünnen Stahlgerte verglichen werden kann. Während die französischen Kupfergeschosse merktlich heller klingen, erreichen die russischen Geschosse gegenüber den deutschen eine viel höhere Schwingungszahl; die letzteren klingen recht dumpf. Die Voten eines nahen Schützenfeuers setzen mit hellem Klang ein, der sich bis zum Auffallen des Geschosses steigert. Die zu hoch gehenden Geschosse nennt der Soldatenhumor „Bohnenwerfen“, und so verschieden die Gewehre und Geschosse sind, so verschieden sind auch die begleitenden Geräusche. In der drangvollen Nuße der Deckung erfindet jeder Hörer seine Bezeichnung für die aufschlagenden Kugeln und Bleiklumpen, und wenn er die Stahlmantelkugel mit „Mick“ nachahmt, so sekundiert er dem Auffallen des Bleigeschosses fast immer mit einem „Br“. Die Entfernung des fliegenden Geschosses läßt sich nach der Art des mehr oder weniger saulenden Pfeifens ebenfalls beurteilen.

Tritt zum Schützenfeuer das Maschinengewehr hinzu, dann bilden zu dieser Oberstimme die ohrenbetäubenden Zugsalven nur noch ein ratterndes Rasseln als Begleitung, das keine Unterscheidung mehr zuläßt. Nun steigert sich der Lärm des Gefechtes derart, daß alle Töne und Schläge sich zu einem fürchterlichen Gebrüll vereinigen. Noch knattern, peitschen und sausen die nahen Gewehre, doch das Ohr hat längst versagt, und nur der Körper fühlt mit jedem Nerv diese Symphonie unzähliger Hämmer und Stahllambosse.

In der Ferne bauschen sich die Wölkchen der Schrapnells. Granaten schlagen ein, explodieren und bohren sich metertief in den Boden. Schon im gedeckten Schützengraben, wenn darüber hinweg die Großgeschosse ihren Hexensput aufführen, preßt jeder die Fäuste an die Ohren, um dieses trommelfellzerschneidende

...und die Erde sandte, alles erwidern und erhellend. Ein Zentner
stahl sich über Freyas Lippen. War es nicht auch, als ob in ihren
Schmerz und Leid ein Lichtstrahl fiele, dufteten nicht auch für
sie die herzigen Weichen, die nun üppig am Waldestande blühten.
Nein, sie war ebenso ein Geschöpf wie die anderen, die ihr gleichsam
alles Anrecht auf Glück und Freude rauben wollten, die sie stets
in den Schatten stellten und beiseite schoben. Hier in der freien
Natur fühlte sie, daß auch sie ein Recht am Leben hatte, wie das
kleinste Tierchen, das am Boden kroch, wie der Schmetterling, der
nun wieder von Blume zu Blume flatterte, und wie die Mädchen,
die im Sonnenschein tanzten und sich ihres kurzen Erdenbals freuten.
Tief, tief atmete sie die würzige Waldluft ein. Ihre
bleichen Wangen färbte ein gesundes Rot, die blonden Locken
schimmerten golden in den Sonnenstrahlen und ein Hauch von
Frische und Lebensfreude lag auf Freyas Zügen.

Preisen nicht hören zu müssen. Dazu das Krachen, das sich mit
den Erschütterungen des Bodens zu einem Gemisch von Ge-
räuschen mengt, welches die Nerven aufpeitscht wie der Sturm
die Wassermengen. Und es ist doch bloß die Steigerung jenes
dumpfen Grollens, das auch fern von der Schlacht den Körper
erzittern macht. Jetzt aber wogt ununterbrochen das krachende,
brechende, brüllende Gedröhne, unaussprechlich begleitet von den
schreienden Schlägen der einfallenden Geschosse. Es — bumm —
juchh, wieder eine Granate, ohne Pause, ohne Ende. Hinterher
ein unbarmherziges Rischen und Surren, das einzelne Schrapnell,
abgelöst von dem gewaltigen Schlussschuss der Granate und be-
gleitet von einem Luftdruck, der fast erdrückt, wenn „sie“ an den
Rand des Grabens zu sitzen kam. Und nun erwischt die Artillerie,
was ihr in die Hände kommt. Dann gibt es in den kürzesten
Abständen, Sekunde auf Sekunde und rascher fast wie beim Ma-
schingengewehr, Schlag auf Schlag. Das ist das nie gehörte Konzert
der Geschütze, so fingen die tiefdröhnenden
den Kanonen, und ihr Echo ein langes
Sausen, verhuertfach und beschossen
von einer Explosion, dem Fall mächtiger
Himmelssteine vergleichbar. Der Mann
im Schützengraben, jetzt rasch Atem ho-
lend, vernimmt wiederum ein starkes
Dröhnen, hierauf ein Singen, Schwir-
ren und Sausen in den Lufte, er ver-
meint zu hören, wann das Geschos
den Zenith erklimmt, zieht unwillkürlich
den Kopf zwischen die Schulter, jetzt
— ist es vorüber. Dann ein ohrenbe-
täubender Krach, es ist freiert. Eine
einzige Note nur in der gewaltigen
Symphonie der Schlacht. Eine rosa
Rauchwolke folgt ihr nach, dann erhebt
sich das Lärmen eines Riesenpropel-
lers, die einzelnen Teile kommen zur
Erde nieder. Und es ist, als berste sie,
wenn die Deckung getroffen wird.

Ein klareres Bild, nicht dieses Ge-
brüll aus tausend Höllen. Vom Posten
aus, der weit, weit weg dem Schuß
aus den Riesenbrummern entgegenzit-
tert. Genau unterscheidet sein Ohr die
Phasen des Schusses, wenn nicht das
Haus selbst von dem ungeheuren Knall umfällt, Scheiben split-
tern, Mauern werden bloßgelegt, die Böden wölben sich, dem
Auge sichtbar. Das Ohr jedoch, es leidet weniger, wenn die
Motorbatterien ihr Lied aus Erz anstimmen. Trotzdem in Er-
wartung des Kommandos, das den Schuß löst, bleibt kein Ohr
ungehörst. Ein Knall im Bass, dann ein Feuerschein, pfeifend
und heulend steigt das Geschos steil in die Wolken. Man ver-
nimmt das laute Donnern der in der Nähe der Forts aufgestell-
ten Mörser und Haubitzen nicht mehr. Plötzlich abermals ein ganz
gewaltiger Büchsenchuß, ein kurzes Pass, so ganz anders, so hell,
von überirdischer Stärke. Und dann, von hintenher heranbrausend,
weißhin vor dem Auge im Fluge verschwindend, ein Rischen und
Sausen in den Lufte, als wären die Wolken glühendes Eisen
und stürzten in das Weltmeer, — das war ein Schuß der Zweiund-
vierziger, der Höhepunkt des feuerumbrandeten Kriegskonzertes.

Der Sonne entgegen!

Von Elsa Stüger. (Nachdruck verboten.)

Die Sonne wagte sich durch die grauen Wolken, die den ganzen
Morgen ihre Strahlen verhüllt hatten. Wie ein Aufatmen
ging es durch die Natur; hell und licht schimmerten die Zweige der
Birken und Erlen, deren Grün wie zarte Schleier herabwallten.
Schneeglöckchen und Weichen sonnten sich behaglich und dehnten
ihre zarten Gliederchen dem Lichte entgegen und Frau Sonne
küßte sie zu immer schönerem Entfalten wach. Leise rauschte der
Frühlingswind durch die dichten Tannen- und Föhrenwälder und
umschmeichelte auch mit seinem linden Hauch die einsam dahin-
wandernde junge Menschenblüte, deren Augen sich tief in das
Himmelsblau versenkten und die lichten Sonnenstrahlen mit be-
wundernden Blicken verfolgte, wie sie alles gleichsam in ein Meer
des Lichtes und der Freude verwandelten.

„Der Sonne entgegen!“ sagte sie für sich und über ihr zartes
Gesichtchen glitt ein Freudenschimmer, der das ganze Antlitz ver-
geistigte und erwärmte. Wie war doch alles öder und düsterer,
trauriger in Flur und Wald, wenn die Allbeherrscherin, die Sonne
fehlte; wenn graue, trübe Wolken sich am Himmel jagten und das
wunderbar tiefblaue Firmament verbedeten. Wie schön und
freundlich dagegen war es, wenn die Sonne ihre Strahlen auf

die Erde sandte, alles erwidern und erhellend. Ein Zentner
stahl sich über Freyas Lippen. War es nicht auch, als ob in ihren
Schmerz und Leid ein Lichtstrahl fiele, dufteten nicht auch für
sie die herzigen Weichen, die nun üppig am Waldestande blühten.
Nein, sie war ebenso ein Geschöpf wie die anderen, die ihr gleichsam
alles Anrecht auf Glück und Freude rauben wollten, die sie stets
in den Schatten stellten und beiseite schoben. Hier in der freien
Natur fühlte sie, daß auch sie ein Recht am Leben hatte, wie das
kleinste Tierchen, das am Boden kroch, wie der Schmetterling, der
nun wieder von Blume zu Blume flatterte, und wie die Mädchen,
die im Sonnenschein tanzten und sich ihres kurzen Erdenbals freuten.
Tief, tief atmete sie die würzige Waldluft ein. Ihre
bleichen Wangen färbte ein gesundes Rot, die blonden Locken
schimmerten golden in den Sonnenstrahlen und ein Hauch von
Frische und Lebensfreude lag auf Freyas Zügen.

Weiter schritt sie in den lichten Frühlingstag hinein und jeder,
der daherkam und fragte: „Wohin des
Wegs?“ dem erklärte sie mit freudiger
Miene: „Der Sonne entgegen!“ Viele
sagten, sie gingen lieber im Schatten,
die Sonne brenne zu heiß, oder sie
waren müde und ruhten sich auf dem
weichen Waldboden aus. Endlich be-
gegnete Freya einem lustigen Wanderer,
der ein Liedchen summend dahinschritt.
Sein jugendliches Gesicht strahlte von
Lebensfreude und seine Augen leuch-
teten. Auch er war einer von denen,
der zur Natur flüchtete, wenn ihm die
Welt nicht zusagte und welche ihn die
wahre Lebenskunst lehrte.

„Laß die Philister nur unten blei-
ben in der Treitmühle des Alltags. Wir
suchen und schöpfen aus der Natur alles
Gute und Schöne dieser Erde und sind
glücklich und zufrieden dabei“, sagte er
zu Freya. „Wir sagen stets: ‚Der Sonne
entgegen!‘ und wenn sie uns nicht jeden
Tag leuchtet, so warten wir geduldig auf
ihr Erscheinen und wandern froh und
glücklich unsere Straße, bis sie wieder
licht und schön sein wird. Laß uns da-
rum zusammen durch die schöne Gottes-

welt wandern. Der Frühling öffnet die Herzen zu neuem Sehnen
und wird dies Sehnen nicht gestillt, so geht der Frühling vorüber
und der heiße Sommer kommt und du wirst müde und traurig,
wie die Blumen, die in der heißen Sonnenglut die Köpfechen
hängen lassen. Doch unser Sehnen, unsere Freude an dem Blühen
ringsum, das erfüllt sich in reichem Maße an uns. An rauschenden
Seen und Flüssen, die in der Sonne wie flüssiges Silber schim-
mern, kann sich unser Auge ergötzen. Die Alpen mit ihren schnee-
gekrönten Häuptern erschauen wir im purpurnen Abendscheine
erglänzen. Almrausch und Edelweiß schmückt unsere Brust. Die
Zucker hallen durch die Berge, bald hier, bald dort ein Echo wehend.
Dann wandern wir wieder zu Tal zu friedlichen Hütten. Aber
vor Sonnenaufgang sind wir wieder gerüstet und unser Ziel ist
der herrliche Wald. In der stillen Morgenfrühe seine Geheimnisse
erlauschen, das Zirpen der Grillen, das Dienen summnen und Vogel-
gezwitzcher erfüllt die klare Morgenluft. Wir beobachten das scheue
Reh, wie es durch die Büsche schreitet. Den Hirsch sehen wir stolz
dem nahen Waldblüthen zustreben. Das reizende, behende Eich-
kätzchen hüpfst von Baum zu Baum, und der Duft des Waldmei-
sters mischt sich mit dem Duft der Maiglöckchen, die hier überall
blühen. Unser Blick wird weit und umfaßt die ganze Welt, unsere
Seele dehnt sich und wir lernen die Geheimnisse des Lebens ver-
stehen und wo uns ein leidgebeugter Mensch entgegentritt, so ist
unser Herz weich und nicht verhärtet in Leidenschaften und brutalem
Egoismus, wir fühlen gleichsam mit, als wäre es unser eigenes
Leid, das den Nächsten zu Boden drückt und auch ihm sagen wir:
„Der Sonne entgegen!“ mußt du gehen und deine Seele wird
wieder froh werden, denn ihm wie uns gilt das Dichtervort:

„D nicht zur Erde sieh hinab,
Wenn Himmel dich umschweben,
Die Erde gibt dir nur dein Grab,
Der Himmel dir das Leben.“

Freya blickte bewundernd zu dem neugewonnenen Freunde
empor. Ja, er sprach die Wahrheit, eine schöne Wahrheit. Da
wandte sich der Jüngling Freya zu und mit einer raschen Be-
wegung nahm er ihre Hände und sie mit den leuchtenden Augen
anschauend, sagte er innig: „Der Sonne entgegen führt unser
Weg, komm Geliebte, wir wandern ihn gemeinsam und hier im
friedlichen Waldestrauschen, wo Reh und Häslein vorüberhuschen,

Figurbild.



Wo ist die Rablerin?

wo die Blumen blühen und die Nachtigallen schlagen, da soll unser Heim sein, von Rosen eingeeht. Am klaren Waldsee, wo die weißen Seerosen schimmern, ist der Platz, den wir erwählen. Auch du bist einsam und deine Sehnsucht versteht keiner da unten, mein Herz ist ferner deine Heimat und mein Arm dein Schutz. Wir sind uns verwandt und darum hat unser Weg uns zusammengeführt, denn wir beide rufen es freudig aus: Der Sonne entgegen, und so laß uns denn gemeinsam wandern immer der Sonne entgegen, bis wir einst der ewigen Sonne entgegengehen.

Unsere Bilder

Generaloberst v. Eichhorn, der an der siegreichen Schlacht im Osten in hervorragender Weise beteiligt war und dessen Verdienste gleichzeitig mit denen des Generals v. Below im Verichte der Obersten Heeresleitung rühmend hervorgehoben wurden. Er wurde 1848 in Breslau geboren, machte den Feldzug 1870/71 als Leutnant mit und blüht auf eine glänzende militärische Laufbahn zurück.

General der Infanterie v. Below, einer der ruhmreichen Führer in der großen neuntägigen Winter Schlacht in Masuren, der Generalfeldmarschall v. Hindenburgs Operationen in glänzender Weise durchführte und dafür den Pour le mérite verliehen erhielt. General v. Below wurde im Jahre 1853 in Danzig geboren und gehört seit 1873 der Armee an. 1912 wurde ihm das Kommando des 21. Armeekorps übertragen.

Der britische Gesandte Findlay in Christiania. Wir bringen das Porträt des englischen Gesandten in Christiania, der von seiner Regierung beauftragt war, den lästigen Parteiführer der Freen, Sir Roger Casement, durch seinen Diener beseitigen zu lassen. Auf den Kopf dieses unbequemen Parteiführers, der gegen den Krieg mit Deutschland protestierte, hatte die englische Regierung einen Preis von 100000 M. gesetzt.

Major Franke, der neue Kommandeur der Schutztruppe für Deutsch-Südwest-Afrika. Major Franke wurde unter Beförderung zum Oberst-Leutnant zum Nachfolger des gefallenen bisherigen Kommandanten v. Heydebred zum Führer der Schutztruppe für Deutsch-Südwest-Afrika ernannt. Major Franke steht gegenwärtig im 49. Lebensjahre und ist Ritter des Ordens Pour le mérite.

Die Tragtiere einer deutschen Schneeschuh-Abteilung. Der schweizerische Oberst Karl Müller urteilt über die von ihm besichtigte Truppe folgendermaßen: „Die Mannschaft macht einen vorzüglichen Eindruck. Unter den Offizieren, Unteroffizieren und Mannschaften befinden sich die in der deutschen Sportwelt wohlbekannten besten Schneeschuhläufer, darunter manche Akademiker süddeutscher Universitäten und technischer Hochschulen. Aber auch die Bevölkerung des Hochgebirges hat ihren Anteil dazu gestellt. So dient zum Beispiel der Christus des Oberammergauer Passionsspiels als Schneeschuhläufer einer Schneeschuhabteilung. Ich habe den Eindruck mitgenommen, daß die deutsche Schneeschuhtruppe einen Ausbildungsstand aufweist, der sie befähigt, die von ihr geforderte Arbeit im Winterkrieg in den Vogesen nach jeder Hinsicht vollwertig zu leisten.“

Allerlei

Überführt. Stadtfraulein: „Diese Bauern sind doch ebensolche Schurken, wie unsere Milchmänner in der Stadt!“ — „Wie so?“ — „Denken Sie sich, heute morgen habe ich mit eigenen Augen gesehen, wie der Bauer den Kühen Wasser gab, gerade bevor er sie melkte.“

Die erste Weizenpflanze in Quito. Für das Heer des Eroberers Cortez wurde aus Spanien Reis nach Mexiko geschickt. Die Ladung kam an und ein Teil derselben nach Quito. In diesem Reis wurden drei Weizenkörner gefunden und in einem irdenen Topfe oder Krüge ausgegüßt. Sie trugen nach Verhältnis, so daß in wenigen Jahren schon ein kleines Weizenfeld vorhanden war, als Ursprung von Amerikas unermesslichen Weizenfeldern. Ein Franziskaner war es, dem man diese Anpflanzung verdankt. Noch wird jenes Gefäß in dem Franziskanerkloster zu Quito als eine Merkwürdigkeit aufbewahrt. Es ist mit der altdeutschen Inschrift versehen: „Wer aus mir trinkt, der denke an Gott!“ — R. St.

Der eigenjinnige Lijst. Der Afrikareisende Gerhard Koblitz hatte im Jahre 1870 den Großherzog von Weimar und Franz Lijst zu Lisch geladen. Nach einem in zwangloser Unterhaltung verbrachten Mahle kam der Großherzog auch auf Musik zu sprechen. Lijst war in musikalischen Dingen äußerst peinlich. Er hatte ein sehr gerechtes, aber auch ebenso scharfes Urteil über seine Kunst und ließ keine andere Meinung gelten. Nun hatte der Großherzog kürzlich zum ersten Male den Violinvirtuosen Sarasate gehört und war von dessen künstlerischem Spiel entzückt. Lijst war ganz entgegen-gesetzter Meinung. Der Großherzog rief darauf dem Künstler zu: „Ich verstehe Ihnen aber, lieber Meister, daß Sarasate ganz wundervoll gespielt hat! So sehr ich auch Ihr musikalisches Urteil schätze, so kann es mich doch nicht in meiner Ansicht umstimmen.“ Da stand Lijst von seinem Platze

auf und sagte: „Königliche Hoheit müssen schon verzeihen, daß ich in musikalischen Dingen mehr zu verstehen glaube. Königliche Hoheit sind ein guter Regent, und ich bin ein guter Musiker. Wenn ich daher sage, der Sarasate ist kein Künstler, so hat's damit auch seine Richtigkeit!“ Der Großherzog lächelte nur und entgegnete: „Sie mögen ja vielleicht recht haben, lieber Meister, aber gespielt hat der Sarasate trotzdem ganz herrlich!“ A. W.

Gemeinnütziges

Kartoffelaufanst. 2 Pfund tags zuvor gekochte Kartoffeln werden gerieben, mit 50 Gramm zerlassener Butter, einer Tasse voll Milch, 6 Eidottern, Salz, Muskatnuss und 5 Eßlöffeln geriebenem Zwiebad gut vermischt. Dann löst man 5 Gramm Liebig's Fleischextrakt in etwas Wasser auf und gibt es mit dem Schnee der Eiweiße unter die Masse, füllt diese in eine mit Butter bestrichene und mit Semmelmehl ausgestreute Auflaufform, legt Butterstücken obenauf und bäckt die Speise etwa 1 1/4 Stunde lang bei Oberhitze. Die Form darf nur zu dreierTEL gefüllt werden.

Bei der Zuchtschämlingzucht wird häufig der Fehler gemacht, daß durch allzu rasches Emporziehen der Stamm zu schwach bleibt und später die Krone nicht zu tragen vermag. Handelt es sich auch um Begünstigung eines Triebes, so sollte dieser doch nicht ständig laß gehalten werden. Man belasse den seitlichen Austrieb, lürze ihn nur auf einige Augen ein und entferne diese Ansätze erst nach und nach im folgenden Jahre.

Bei Samenröhren hat die Knäuelgröße auf den Ertrag und indirekt auf den Zuckergehalt einen Einfluß. Große Knäuel führen größeren Ertrag, aber geringeren Zuckergehalt herbei als kleine.

Schattige Stellen in den Gemüsegärten lassen sich bei guter Pflege noch gut durch die Anpflanzung von Spinat, Salat, Rhabarber ausnützen. Selbst wenn der Ertrag nicht sehr groß sein sollte, ist dies Verfahren doch empfehlenswerter, als diese Winkel einfach vom Unkraut überwuchern zu lassen.

Das Auspflanzen der Wurzelhaubeveredlungen sollte baldmöglichst geschehen. Den Frost braucht man nicht zu fürchten; denn er schadet nichts. Die Veredlungen sind jedenfalls im Freien besser aufgehoben, als in dem Einschlag des Mistbeetkastens, wo die Wärme der Frühjahrs-sonne sich fängt und die Unterlagen vorzeitig in Trieb bringt.

Ziegen bedürfen seit im Frühjahr einer guten Hautpflege. Das Haar muß, sobald der Winterpelz sich verloren hat, ausgebürstet und durchgelämmt werden. Die längeren Haare der Hinterbeine und an der Bauchseite werden am besten kurz geschnitten. Durch Einkäuben und Einreiben von Insektenpulver wird das Ungeziefer bekämpft.

Gurken- und Kürbiserne keimen oftmals nicht nach Wunsch. Sie haben dann nicht genügend Feuchtigkeit gehabt oder es hat ihnen doch zeitweilig daran gemangelt. Man wird nie über schlechtes Keimen zu klagen haben, wenn man die Kerne in feuchtem Sägemehl vorteilt.

Scharade.

Die Erste ist nicht wenig.
Die Zweite ist nicht schwer;
Verwechseln tut das Ganze,
Doch glaub' ihm nicht zu sehr.
Fritz Guggenberger.

Quadraträtsel.

A	A	A	A
B	B	E	E
E	E	G	H
H	R	S	S

Die Buchstaben sind so zu ordnen, daß die senkrechten und wagerechten Reihen gleichlautende Wörter ergeben. — Die Wörter bezeichnen: 1) Ein Tier. 2) Einen biblischen Mann. 3) Andere Bezeichnung für Mythe oder Legende. 4) Ein Tier. Helene Schäfer.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Logogriffs: Raß, Reß, Roß. — Der Scharade: Blut, Rette, Blutstille.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.